

Qualitativ forschen – Aktuelle Ansätze

Judith Eckert | Diana Cichecki

# Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten

Impulse für eine  
reflexiv-interaktionistische  
Interviewforschung

**BELTZ** JUVENTA

Judith Eckert | Diana Cichecki  
Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten

# Qualitativ forschen – Aktuelle Ansätze

Herausgegeben von

Günter Mey | Debora Niermann | Andrea Ploder | Jo Reichertz

Ziel der Reihe sind die Förderung und Sichtbarmachung vielversprechender aktueller Impulse aus dem Feld der qualitativen Forschung. Während bestehende Reihen vor allem etablierten Ansätzen gewidmet sind, liegt der Fokus hier auf neuen sowie wiederentdeckten Zugängen und Debatten, die für die Zukunft der qualitativen Forschung bedeutsam sind.

Judith Eckert | Diana Cichecki

# Mit »gescheiterten« Interviews arbeiten

Impulse für eine reflexiv-interaktionistische  
Interviewforschung

**BELTZ** JUVENTA

## Die Autorinnen

Dr. Judith Eckert ist Soziologin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Duisburg-Essen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind qualitative Methoden und Methodologie, Soziologie der (Un-)Sicherheit bzw. Angst, Beziehungs- und Familiensoziologie sowie Geschlechter- und Ungleichheitsforschung.

Diana Cicecki arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Universität Freiburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind kritische Beziehungsforschung mit Schwerpunkt auf einvernehmlich nicht-monogame Beziehungen, qualitative Methoden und Methodologie sowie Soziologie der Geschlechterverhältnisse.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:  
ISBN 978-3-7799-3900-9 Print  
ISBN 978-3-7799-5095-0 E-Book (PDF)

1. Auflage 2020

© 2020 Beltz Juventa  
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel  
Werderstraße 10, 69469 Weinheim  
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel  
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza  
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor\_innen und Titeln finden Sie unter: [www.beltz.de](http://www.beltz.de)

# Inhalt

1	„Gescheiterte“ Interviews: Eine normale, aber vernachlässigte Erfahrung	7
2	„Scheitern“: Eine grundlagentheoretische Rahmung	15
2.1	Was heißt „Scheitern“?	15
2.2	„Scheitern“ als Problem und Tabu: Das konventionelle Verständnis	17
2.3	„Scheitern“ als Erkenntnischance: Eine qualitative Perspektive	23
2.4	Pragmatismus: Probleme als Ausgangspunkt für neue Erkenntnisse	28
2.5	Interaktionismus: „Prekäre Stabilität“ und stabile Prekarität von Kommunikation	39
2.6	Reflexivität: Starke und unangenehme Formen	50
3	Woran und wofür „scheitern“? Typologisierung	52
3.1	Woran „scheitern“? Irritierte Hintergrunderwartungen	54
3.1.1	Erwartungen an den methodengetreuen Ablauf der Forschungsbegegnung	54
3.1.2	Erwartungen an geteilte kommunikative Basisregeln	65
3.1.3	Erwartungen bezüglich des Forschungsgegenstands	71
3.1.4	Erwartungen hinsichtlich der Gegenstandsangemessenheit der Forschung	73
3.1.5	Erwartungen an das Interview als (macht-)losgelösten Raum	76
3.2	Wofür „scheitern“? Arten des Erkenntnisgewinns	84
3.2.1	Positionierungsklärung in Bezug auf Methodologie und Epistemologie	84
3.2.2	Einsichten in andere Kommunikationsstile und Erzählgenres	89
3.2.3	Erkenntnisse bezüglich des Forschungsgegenstands	92
3.2.4	Neujustierung der Passung von Methode und Forschungsgegenstand	96
3.2.5	Reflexion und Anpassung forschungsethischer Aspekte	102
3.3	Fazit: Störungen ernst nehmen	106

4	Methodische Strategien	107
4.1	Ein fokussiertes „all is data“	108
4.2	Verbale Daten sequenz- und feanalytisch auswerten	110
4.3	Beobachtungs- und Kontextdaten nutzen	123
4.4	Die Forschenden als Forschungsinstrument nutzen	128
4.5	In der Gruppe arbeiten	133
4.6	Interviewpartner*innen in die Deutung der Irritation miteinbeziehen	141
4.7	Forschungsliteratur nutzen	148
4.8	Rückblick und Ausblick: Zum (Erfindungs-)Reichtum qualitativer Forschung	154
5	Reflexiv-interaktionistische Impulse für die Interviewforschung	156
5.1	Warum „Scheitern“ produktiv sein kann, aber nicht muss	156
5.2	Impulse für die Interviewforschung	159
5.3	Impulse für die Methodenvermittlung	165
	Literatur	171

# 1 „Gescheiterte“ Interviews: Eine normale, aber vernachlässigte Erfahrung

Der Stoff, aus dem gute qualitative Forschung und insbesondere Interviewforschung gestrickt ist, besteht dem Common Sense nach aus reichhaltigen, meist verbalen Daten: Forschende treffen auf gesprächsbereite Informant\*innen und erzählfreudige Interviewpartner\*innen, deren Äußerungen ihnen erlauben, ihre Forschungsfragen zu beantworten. Um selbst die zögerlichsten Forschungsteilnehmer\*innen zum Sprechen zu bewegen, wurden einige methodische Ratschläge erdacht (z. B. Adler/Adler 2001; vgl. Vitus 2008). Was aber, wenn die Forscher\*innen trotz aller Bemühungen nur unbedeutend erscheinende Daten, etwa in Form karger Interviews oder unverständlicher Äußerungen, erhalten?

Diese Erfahrung machte Tea Torbenfeldt Bengtsson (2014) in ihrer Dissertation zum Alltagsleben und zu den Sinnkonstruktionen männlicher jugendlicher Straftäter, die in einer geschlossenen Sicherheits- und Betreuungseinrichtung lebten. Dort wollte sie teilnehmende Beobachtungen anstellen und Tiefeninterviews durchführen. Beides erwies sich aber als schwierig. Das Interview mit Alban beispielsweise war bereits nach 20 Minuten zu Ende: Obwohl er sich zunächst dafür bereiterklärt hatte, verfiel er weitgehend in Schweigen, sobald der für das Interview bestimmte Raum betreten war; zu Interviewbeginn fragte er mit Blick auf das Aufnahmegerät, ob Bengtsson von der Polizei käme; und nach 15 Minuten erkundigte er sich, ob das Interview bald vorüber sei. Für die Forscherin stellte dies eine zentrale Scheiternserfahrung in ihrer Studie dar: „I felt that I had no data and that the rich data I had hoped to obtain were entirely out of reach.“ (ebd., S. 735) Zu diesem Hauptproblem kam die Inkonsistenz in der Selbstpräsentation der Interviewpartner, die für qualitativ Forschende eine bekannte Herausforderung darstellt, da Widersprüche konstitutiver Teil jeglicher Lebenswirklichkeit sind (Schirmer 2005). Bengtssons erstem Eindruck nach widersprachen sich die wenigen Äußerungen ihrer Forschungsteilnehmer so sehr, dass sie sich jedem Klärungsversuch entzogen. So präsentierten sich die Jugendlichen das eine Mal als Opfer der Umstände, die einen anständigen Job anstrebten, das andere Mal als clevere Gangster, die weiterhin ohne harte Arbeit gutes Geld zu verdienen gedachten. Ihrem Forschungsinteresse sinnvoll nachzugehen, erschien Bengtsson angesichts dieser Unstimmigkeiten und Datenlücken unmöglich.

So individuell die konkreten Umstände sind, so kollektiv ist die Erfahrung des Scheiterns: Auch andere Forschende haben den Eindruck, dass ihre Datengewinnung nicht wie geplant abläuft. Sind nur einzelne Interviews davon betroffen, liegt es für viele nahe, diese „Problemfälle“ als unbrauchbares, wenig informatives Material auszusondern und gar nicht erst in die Analyse einzubeziehen



(vgl. z. B. Hennion 2007; Owens 2006; Prior 2014; Welzer 1995). Für Bengtsson war das vor dem Hintergrund, dass sie ihre Dissertation fertigstellen wollte, vermutlich keine Option – es wären nicht genügend Daten übriggeblieben. Trotz des Eindrucks, eine ungenügende Grundlage zu haben, arbeitete sie folglich weiter mit diesen Daten und kam zu Einsichten, die sie zunächst nicht für möglich gehalten hatte. So stellte sie fest, dass die vermeintlichen Datenlücken im Gegenteil sehr aussagekräftige, wenn auch „schweigsame Daten“ waren, nachdem sie ihre eigenen Emotionen im Feld und das Schweigen der Jugendlichen im Kontext der jeweiligen Lebens- und Forschungssituation und der Forschungsinteraktion analysiert hatte (ausführlicher dazu Kap. 3.2.1). Mit dieser neuen epistemologischen und methodologischen Perspektive auf ihre Daten konnte sie die (kargen) Äußerungen ihrer Interviewpartner als sinnhaft verstehen. Wie Bengtsson rekonstruierte, ging es den Jugendlichen darum, um Respekt zu kämpfen und nicht das Gesicht zu verlieren. Gegenüber Erwachsenen und Repräsentant\*innen der „Gesellschaft“ – und damit auch gegenüber der Forscherin –, pflegten sie den mit Mainstream-Werten verbundenen Opferdiskurs, gegenüber ihren Peers präsentierten sie sich als „tough“ (Bengtsson 2014, S. 737) und unverletzbar, wofür sich der Gangster-Diskurs eignete. Bengtsson gewann so eine forschungspraktische Einsicht in die unterschiedlichen „Bühnen des Lebens“, auf denen vor dem jeweiligen Publikum eine bestimmte Facette des Selbst präsentiert wird (vgl. Goffman 1969). Was im Nachhinein und mit einschlägigen Theoriekenntnissen als unmittelbar plausibel erscheint, erforderte im Forschungsprozess selbst einiges an Arbeit: das empirische Material durchdringen; Theoretisierungsmöglichkeiten explorieren; entscheiden, welche Theoretisierung im konkreten Fall und für den jeweiligen Untersuchungsgegenstand zentral ist; und die multiplen Transferleistungen zwischen Theorie und Empirie erbringen.

Rückblickend lag Bengtssons anfängliches Problem der dünnen, widersprüchlichen Daten also nicht im Feld begründet, sondern in ihren methodischen Erwartungen, denen zufolge nur bestimmte Daten relevante Daten waren. Hätte sie die „gescheiterten“ Forschungsbegegnungen ignoriert, wäre sie um eine epistemologische und methodologische Einsicht ärmer, hätte in Zukunft vielleicht ähnlich frustrierende Forschungserfahrungen gemacht und kein Verständnis für ihren Untersuchungsgegenstand entwickelt. Hätte ein anderer Forscher, Antoine Hennion (2007), in seiner kultursoziologischen Studie zu Geschmack das ursprünglich für gescheitert erklärte Interview mit Dora weiterhin ignoriert, wäre seine Studie um einen Geschmackstypus ärmer und er selbst würde weiterhin mit suboptimalem theoretischen Gepäck auf Forschungsreisen gehen (ausführlicher dazu Kap. 2.4). Hätte sich Erica Owens (2006) im Rahmen ihrer Scheidungsstudie nicht erneut mit dem „gescheiterten“ Interview mit Donna beschäftigt, hätte sie eine Chance verpasst, ihre Strategien der Interviewführung zu erweitern und so für zukünftige Interviews, gleich welchen Themas, besser vorbereitet zu sein (ausführlicher dazu Kap. 3.1.5 und 3.2.5). Und hätten wir, die Au-

torinnen, uns als qualitative Forscherinnen in verschiedenen Projekten nicht mit „gescheiterten“ Interviews u. a. zum Thema subjektiver Unsicherheit beschäftigen müssen (s. Kap. 2.4), gäbe es weder eine Dissertation zu Angst (Eckert 2019) noch das vorliegende Methodenbuch.

### **Paradox des „Scheiterns“**

Damit ist ein Paradox des „Scheiterns“ angesprochen, das sich in vielen der rund 40 Beispiele zu „gescheiterten“ oder auch „schwierigen“, „heiklen“ und „problematischen“ Forschungs- und Interviewerfahrungen zeigt, die uns als Veröffentlichung vorliegen, die uns Kolleg\*innen aus ihrer eigenen Forschungserfahrung berichtet haben oder die aus unseren eigenen Projekten stammen (dazu Kap. 3). So unterschiedlich diese Beispiele aus verschiedenen disziplinären, thematischen, theoretischen und methodischen Kontexten und das konkrete „Scheitern“ jeweils sind, so dokumentiert sich in ihnen, mit Karl Mannheim (1964) formuliert, doch ein homologes Muster.

*Erstens* scheint die Erfahrung des „Scheiterns“ ubiquitär zu sein – alle „scheitern“ von Zeit zu Zeit, unabhängig von Statusgruppe, Disziplin, Forschungsfeld und Methode. Das überrascht nicht, schließlich vermerkte schon Pierre Bourdieu über die empirische Sozialforschung: „Nichts ist so allgemein und verallgemeinerbar wie die Schwierigkeiten“ (1996, S. 251).

*Zweitens* aber erscheinen den Forschenden ihre Schwierigkeiten alles andere als normal: Sie werden mitunter als Resultat eines individuellen, singulären Versagens sowie eigener Schwächen und Fehler gedeutet und auf jeden Fall als Problem. Darüber hinaus gelten auch die entsprechenden Daten selbst nicht als normale Daten, sondern als hochgradig problematische. Die Forschenden nehmen an, dass die Daten nichts zur Forschung beitragen, oder fühlen sich durch die entsprechenden Interviews gar gelähmt und blockiert. Naheliegend ist daher die bereits erwähnte Reaktion: die „gescheiterten“ Interviews – sofern möglich – aus der Analyse auszuschließen.

*Drittens* findet jedoch ein radikaler Perspektivwechsel statt, wenn die „Problemfälle“ doch in die Forschung einbezogen und die „gescheiterten“ Interviews ausgewertet werden: Sie machen bislang implizites Vorwissen mitsamt seinen Begrenzungen sichtbar und ermöglichen den Aufbau neuen Wissens unterschiedlicher Art. Vormalige „Problemfälle“ werden schließlich als „Schlüsselinterviews“ bezeichnet, die den Blick beispielsweise auf ein zuvor verkanntes „Schlüsselphänomen“ lenken und den Forschenden „Schlüsselerkenntnisse“ ermöglichen. Hennion verleitete die Euphorie, in einem zunächst aussortierten Interview am Ende einen bislang nicht beschriebenen Typus entdeckt zu haben, gar zu dem Ausspruch: „Failed interviews are often the best ones that we do – without knowing it“ (2007, S. 110).

Dieses homologe Muster fassen wir mit dem Begriff „Scheitern“ zusammen:

Scheitern verweist auf die anfängliche Gefühlslage der Forschenden, für die der Begriff Irritation mitunter zu mild ist. Die Anführungszeichen stehen für die spätere Relativierung dieser Negativwertung. Alternativ sprechen wir aber auch von widerständigen Daten, die die Forschenden (massiv) irritieren, oder von Störungen und Irritationen, wenn wir an etablierte qualitative Termini anknüpfen wollen.

Das Muster weist zugleich auf zwei Probleme unserer qualitativen Methodenkultur hin, die Ausgangspunkt dieses Buchs sind.

Das *erste Problem* ist, dass es offenbar kein breit verfügbares Wissen zum Erkenntniswert empirischen „Scheiterns“ gibt, wodurch dieses für die Forschenden selbst zum Problem wird. Ein Grund dafür liegt darin, dass die bisherige Literatur zum „Scheitern“ disparat ist und das Thema nicht im Zentrum von Methodendebatten zur qualitativen Interviewforschung steht (vgl. dazu Kap. 2.2). Zwar hat der Ethnologe und Psychoanalytiker Georges Devereux mit seinem Buch „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“ (1973 [1967]) schon früh Störungen bzw. Irritationen auf Seiten der Forscher\*innen zum zentralen Datum erklärt. Allerdings beschränkt sich seine Rezeption in der qualitativen Sozialforschung auf reflexive Spielarten der Grounded Theory (Breuer/Muckel/Dieris 2018) und ethnopsychanalytische Ansätze (Bonz et al. 2017). US-amerikanische Beiträge, die sich aus einer interaktionistisch, konversationsanalytisch oder soziolinguistisch geschulten Perspektive mit „gescheiterten“ Interviews befassen – insbesondere von Charles Briggs (1986) und Kathryn Roulston (2011a, 2011b, 2014; s. auch Prior 2014) – werden hierzulande ebenfalls nur wenig zur Kenntnis genommen. Auch Lehr- und Handbücher zur Interviewforschung thematisieren das Scheitern kaum: Die wenigen Publikationen, die sich überhaupt dezidiert mit Fehlern und Problemen auseinandersetzen, tun dies meist auf wenigen Seiten, fokussieren auf die Interviewführung als eine spezifische Dimension und geben Hinweise zur (zukünftigen) Fehlervermeidung (z. B. Helfferich 2011, S. 153 f.; Hermanns 2017; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 75 ff.; Witzel/Reiter 2012, Kap. 7; mit ähnlichem Tenor: Hopf 1978). Dies blendet aus, dass „Scheitern“ nicht ausschließlich auf Fehler zurückzuführen, sondern jeglicher Forschung inhärent ist (Gajek 2014). Darüber hinaus verkennt eine solche Perspektive den Erkenntniswert des „Scheiterns“, der weit über eine Anpassung von Strategien der Interviewführung und -gestaltung hinausgeht (s. jedoch Küsters 2009, S. 66 ff. mit Bezug zu Rosenthal 1987, S. 127).

Aus diesem ersten folgt das *zweite Problem*, das die Güte qualitativer Forschung betrifft: Wenn „gescheiterte“ Interviews dauerhaft aus der Analyse ausgeschlossen werden, besteht die Gefahr, tautologisch zu forschen, d. h. nur das als Ergebnis herauszubekommen, was als unreflektierte Prämisse in die Forschung hineingegeben wurde. Dadurch werden Vorannahmen unwissentlich bestätigt, denn die soziale Wirklichkeit erscheint genauso, wie wir uns sie vorgestellt hatten („confirmation bias“). In der Folge wird Offenheit als das zentrale Versprechen qualitativer Forschung nicht eingelöst. Das ist nicht nur bedenklich

für die Wissensproduktion, sondern kann – trotz besserer Intention der Forschenden – auch zu einem forschungsethischen Problem werden. Indem Forschende nämlich diejenigen Interviews aussortieren, die ihnen hinsichtlich der Kommunikations- oder Lebensweisen der Interviewpartner\*innen als zu fremd erscheinen, um verstanden zu werden, nehmen sie die Bereitschaft der Interviewpartner\*innen, sich für ein Interview zur Verfügung zu stellen, und ihre Beiträge nicht ernst. Darüber hinaus werden implizite Vorannahmen bezüglich bestimmter Sozialgruppen oder Lebensweisen gerade nicht herausgefordert, sondern reifiziert, was zur Stabilisierung von Vorurteilen und der Reproduktion sozialer Ungleichheit beitragen kann (eindrücklich dazu Briggs 1986, Kap. 6).

In diesem Buch werfen wir einen anderen Blick auf das vermeintliche Scheitern. Denn es sind genau die darin zu Tage tretenden Probleme, die es *ermöglichen*, Forschung zu betreiben, d. h. zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. „Gescheiterte“ Interviews sollten daher nicht nur in die Analyse einbezogen, sondern sogar vorrangig behandelt werden. Theoretisch ist diese Sicht in der qualitativen Methodologie gut begründet und entspricht, wie wir zeigen werden, ihren Grundprinzipien. Allerdings hinkt die Forschungspraxis insbesondere in der Interviewforschung, auf die sich dieses Buch konzentriert, der Theorie hinterher (ausführlicher dazu Kap. 2.3). Das macht qualitatives Forschen für die Einzelnen leidvoller und den Forschungszweig als Ganzes schwächer, da Erkenntnispotenziale verschenkt und so die Qualität qualitativer Forschung gemindert werden. Wir zeigen, wie der Weg von der Theorie in die Praxis gelingen und wie produktiv mit widerständigen Daten gearbeitet werden kann.

Forschung kann aus vielen Gründen „scheitern“. Manche davon sind praktischer und struktureller Art: Der Forschungsplan war gemessen an Zeit und Ressourcen überfrachtet, die Mitarbeiter\*innenkontinuität konnte in größeren Projekten nicht gesichert werden oder es gab einen Zielkonflikt zwischen Auftraggeber\*in und Forscher\*in (z. B. Poland 1990). Solche Probleme sind gravierend, aber in ihrer Natur meist schnell verstanden. In diesem Buch beschäftigen wir uns mit einer anderen Kategorie von Problemen, nämlich den Erkenntnisproblemen: Es lässt sich mit dem vorhandenen Wissen kein Sinn aus den Daten machen, sie entziehen sich dem Verständnis und den bisherigen Problemlöserroutinen und Deutungskompetenzen. Genau deswegen können sie den Weg weisen, alte Pfade zu verlassen, neue zu beschreiten und dadurch neues Wissen zu generieren.

Das ist nicht nur unter idealen Forschungsbedingungen möglich, die sich durch einen Ressourcenreichtum und große Gestaltungsspielräume auszeichnen, sondern auch in denjenigen „Forschungsrealitäten“ (Bethmann 2019b), mit denen die meisten in ihrem Arbeitsalltag konfrontiert sind: Zentrale Forschungsentscheidungen wurden von anderen mitunter über den eigenen Kopf hinweg getroffen oder erheblich beeinflusst; Fördermöglichkeiten und Fristen erzwingen eine fokussiertere Auseinandersetzung mit dem Material als ursprünglich ge-

plant. Erkenntnisprobleme sind daher immer von konkreten Forschungsrealitäten gerahmt. Dies kann zu Einschränkungen bei der Bearbeitung dieser Probleme führen (dazu Kap. 5), muss aber nicht immer schlecht sein, da Ressourcenbegrenzungen notwendige und sinnvolle Fokussierungen initiieren können (Bethmann 2019c, Kap. 6). Sich dabei auf „gescheiterte“ Interviews zu konzentrieren, erscheint sinnvoll, wie zahlreiche empirische Beispiele zeigen (s. Kap. 3). Zudem tragen die unterschiedlichen methodischen Strategien, die wir vorschlagen (s. Kap. 4), verschiedenen Forschungssituationen und Rahmenbedingungen Rechnung.

## Aufbau des Buches

Im nachfolgenden *Kapitel 2* steht die grundlagentheoretische Rahmung unseres Ansatzes im Vordergrund. Zunächst wird empirisches „Scheitern“ als Diskrepanz zwischen meist impliziter Erwartung und tatsächlicher Erfahrung definiert (Kap. 2.1). Das konventionelle Verständnis von „Scheitern“ als Problem und Tabu wird dabei als Ergebnis eines positivistischen Erbes qualitativer (Interview-)Forschung rekonstruiert (Kap. 2.2). Demgegenüber schlagen wir einen Perspektivwechsel hin zur konsequenten forschungspraktischen Umsetzung der Grundprinzipien und Grundlagentheorien qualitativer Forschung vor (Kap. 2.3). Diese erkennen das „Scheitern“ nicht nur als einen Normalfall empirischer Forschung an, sondern auch als eine besondere Erkenntnischance: Aus Sicht des US-amerikanischen Pragmatismus stellen alle Erkenntnisprozesse Problemlöseprozesse dar; wie dabei neues Wissen generiert wird, lässt sich anhand der Konzepte Abduktion und Serendipity denken (Kap. 2.4). Eine interaktionistische Perspektive (Atkinson/Housley 2003), die auch als „interpretatives Paradigma“ bekannt ist (Wilson 1975), lenkt den analytischen Blick auf die immer schon „prekäre Stabilität“ (Bohnsack 2014, S. 85) bzw. stabile Prekarität von Kommunikationsprozessen (Kap. 2.5).<sup>1</sup> „Gescheiterte“ Interviews stellen somit keine eigene Kategorie von Interviewinteraktionen dar, sondern lassen sich in einem Kontinuum von scheinbar unproblematischem Fremdverstehen hin zu Interaktionskrisen und Selbstkrisen der Forscher\*innen verorten. Eine solche Krise aufzulösen heißt zuvor unverständlichen, widerständigen Äußerungen der Interviewpartner\*innen Sinnhaftigkeit zuschreiben zu können. Reflexiv gewendet rücken die massiv irri-

---

1 Die von uns synonym verstandenen Begriffe des Interaktionismus und des interpretativen Paradigmas verwenden wir im Folgenden wie Atkinson und Housley sowie Wilson als Sammelbegriffe für verschiedene theoretische Positionen wie den symbolischen Interaktionismus, die Ethnomethodologie und die Soziologie der Interaktionsordnung. Gemeinsam ist ihnen, wie Keller (2012, S. 11) zeigt, zum einen das Interesse an den interpretativen Leistungen, die Akteur\*innen in ihren Handlungen und Interaktionen permanent vollbringen, zum anderen die methodische Präferenz für qualitative Herangehensweisen.

tierten Hintergrunderwartungen der Forschenden in den Fokus der Aufmerksamkeit (Kap. 2.6).

In *Kapitel 3* verdeutlichen wir anhand zahlreicher Beispiele aus der Forschungspraxis die verschiedenen Erkenntnischancen „gescheiterter“ Interviews. Zunächst rekonstruieren wir, welche impliziten Hintergrunderwartungen der Forschenden irritiert wurden und in welchen typischen Konstellationen dies geschah. Pragmatistisch formuliert handelt es sich um eine Typologie der Problemdefinitionen (Kap. 3.1). Im zweiten Schritt stehen die Problemlösungen im Vordergrund, d. h. welche weiterführenden Erkenntnisgewinne die Forschenden aus der Arbeit mit „gescheiterten“ Interviews gezogen haben (Kap. 3.2). Dabei dokumentieren sich in der Scheiternswahrnehmung positivistische Einflüsse, die aber in der weiteren Auseinandersetzung mit dem Material und den eigenen Präkonzepten reflektiert und abgelegt wurden.

Anhand welcher methodischer Strategien diese Auseinandersetzung erfolgen kann, zeigt *Kapitel 4*. Die vorgeschlagenen Strategien realisieren das pragmatische bzw. reflexiv-interaktionistische Programm in methodischer Hinsicht und haben sich in aller Regel in der Arbeit mit „gescheiterten“ Interviews bereits bewährt. Manche Forscher\*innen haben dabei auch neue Zugänge zu empirischen Phänomenen für sich entdeckt und über den in der Interviewforschung üblichen Fokus auf (para-)verbale Daten hinaus Beobachtungs- und Kontextdaten sowie ihre eigenen subjektiven Empfindungen als Daten genutzt. Für diese potenzielle Vielfalt an Datensorten stellen wir jeweils geeignete Methoden vor.

In *Kapitel 5* diskutieren wir schließlich die Chancen und Grenzen unseres Ansatzes und geben Impulse für die qualitative Interviewforschung und ihre Vermittlung. Denn im „Scheitern“ werden Grundfragen aufgerufen, die die Qualität qualitativer Interviewforschung betreffen: Wie lässt sich z. B. das Interview adäquat theoretisieren und der Datenbegriff klären? Und wie lässt sich in der Methodenvermittlung das positivistische Erbe überwinden?

Dieses Buch kann für diejenigen Forschenden nützlich sein, die mit „gescheiterten“ Interviews konfrontiert sind und einen konstruktiven Umgang suchen, darüber hinaus aber auch für all jene, die an einer Auseinandersetzung mit qualitativer Methodologie interessiert sind.

Wir hatten das Glück, die in diesem Buch präsentierten Ideen mit einigen Expert\*innen der qualitativen Theorie und Forschungspraxis besprechen zu können. Den Herausgeber\*innen dieser Buchreihe Günter Mey, Jo Reichertz und insbesondere Debora Niermann und Andrea Ploder danken wir herzlich für ihr wertvolles Feedback zu früheren Kapitelentwürfen. Ebenso geht ein großes Dankeschön an Kathryn Roulston und Charles Briggs, die uns als Gastwissenschaftlerinnen an ihren Universitäten willkommen heißen und sich Zeit für Diskussionen genommen haben. Letzteres gilt auch für unsere Kolleg\*innen vom Institut für Qualitative Sozialforschung, Freiburg (iqs) sowie für Stephanie Bethmann, Nina Degele, Christoph Haker, Caroline Janz und Marlen Löffler.

Zuletzt noch ein Hinweis zur Gestaltung: Vom Haupttext abgehoben finden sich in den Kästen zum einen empirische Beispiele aus verschiedenen Forschungsprojekten, die verschiedene „Scheiternskonstellationen“, Erkenntnisgewinne und methodische Strategien am konkreten Fall aufzeigen und die für das Verständnis unserer Argumentation essenziell sind. Zum anderen beinhalten die Kästen vertiefende Exkurse, die bei weitergehendem Interesse gelesen werden können.

## 2 „Scheitern“: Eine grundlagentheoretische Rahmung

In diesem Kapitel erarbeiten wir eine grundlagentheoretische Rahmung des „Scheiterns“. Nach einer Begriffsklärung lokalisieren wir das konventionelle Verständnis von „Scheitern“ als Problem und Tabu im positivistischen Erbe qualitativer Interviewforschung. Positivistisch zu forschen entspricht allerdings weder der theoretischen Verortung noch dem Selbstverständnis der meisten qualitativ Forschenden – genauso wenig wie der Ausschluss „gescheiterter“ Interviews Grundprinzipien der qualitativen Forschung gerecht wird, nämlich Offenheit, Kommunikation, Subjektivität und Reflexivität. Werden diese konsequent berücksichtigt, müssen „gescheiterte“ Interviews analytisch priorisiert werden, wie wir unter Rekurs auf den US-amerikanischen Pragmatismus und den reflexiv gewendeten Interaktionismus zeigen. Beide gelten als metamethodologische Grundlagen verschiedener qualitativer Ansätze (Diaz-Bone 2011, §8 und darauf beziehungsweise Bethmann 2019c; Kruse 2015, Kap. I.1.2), weswegen die von uns vorgeschlagene Perspektive Anknüpfungen an verschiedene Traditionen und Schulen qualitativer Forschung bietet.

### 2.1 Was heißt „Scheitern“?

Scheitern“ bedeutet wie erwähnt, dass die Forschung nicht wie geplant und erhofft verläuft aufgrund von Erfahrungen und Ereignissen, die als negativ bewertet werden (vgl. auch Harrowell/Davies/Disney 2018, S. 231). Spezifisch für die Interviewsituation heißt das: „trouble may arise when the *activity-as-accomplished* fails to align with the *activity-as-assumed*“ (Prior 2014, S. 496, Herv. i. Orig.). Jenseits dieser allgemeinen Feststellung, dass Scheitern eine unerwünschte Abweichung vom Plan bedeutet, findet sich in der Methodenliteratur kaum eine Begriffsbestimmung, die über die eigene konkrete Forschungserfahrung hinausweist (s. aber Prior 2014; Ross/Call-Cummings 2018; vgl. auch Roulston 2010a, 2010b). Ein vom Einzelfall abstrahierendes grundlegendes Verständnis ist jedoch vonnöten, um verschiedene „Scheiternsarten“ zu verstehen und damit konstruktiv umgehen zu können.

Etymologisch betrachtet stammt Scheitern vom altgermanischen Wort „scīþ“ bzw. „shit“ ab, einem Holzsplitter bzw. gespaltenen Stück Holz. Scheitern meint also etwas „Zerschlagenes“ bzw. „in Stücke Zerfallenes“ (Junge/Lechner 2004, S. 7; s. auch Zahlmann 2005, S. 10 f.). Vermutlich stammt der Begriff aus der



Nautik: Ein Schiff „zerscheitert“ an einem Felsen und wird in seine einzelnen Holzscheite zerschlagen (Neckel 2015). Dadurch wird zweifelhaft, „ob es überhaupt weitergeht, nachdem das Schiff [...] auf Grund gelaufen ist“, was das Scheitern von „blossenen Misserfolgen“ unterscheidet, „die demnächst wieder korrigiert werden könnten“ (ebd., o. S.). Diese etymologische Perspektive ist aufschlussreich, muss aber für unsere Zwecke noch ergänzt werden.

Zum einen stellt sich die Frage, wofür das „Schiff“ in der qualitativen Forschung steht, oder anders ausgedrückt: anhand welcher Deutungsfolien des Gelingenen und Guten bestimmt wird, wohin die Fahrt gehen soll, und was entsprechend im Scheitern zerschlagen wird. In den Forschungsbeispielen, welche die empirische Grundlage dieses Buches bilden, werden verschiedene, oft implizite Erwartungen, Normalitäts- und Normvorstellungen der Forschenden deutlich: Es kann sich beispielsweise um ein verinnerlichtes Methodenwissen bezüglich idealer Forschungsbegegnungen und -prozesse handeln (etwa um die Erwartung, reichhaltiges Datenmaterial generieren zu können), um alltagsweltliche oder theoretische Präkonzepte in Bezug auf den Forschungsgegenstand oder um kommunikationskulturelle Selbstverständlichkeiten (vgl. Kap. 3.1). Im „Scheitern“ erfahren diese Vorannahmen jeweils eine krisenhafte Irritation.

Zum anderen ist zu klären, welche Felsen das qualitative Schiff zum Zerbersten bringen. In unserem Buch behandeln wir solche Konstellationen, in denen mit den Forschungsteilnehmer\*innen andere Akteur\*innen involviert sind. In der Interaktion bzw. – um im Bild zu bleiben – in der Kollision mit ihnen passiert Unerwartetes, das die eigenen Erwartungen durchkreuzt. Die Forschenden sind in der Folge mit Daten konfrontiert, die sich ihrem unmittelbaren Verständnis entziehen und ihnen als widerständig erscheinen. Entsprechend steht am Anfang in der Regel keine klare Problemdefinition, sondern ein eher diffuses Gefühl des Scheiterns, das die Forschenden nach der Forschungsbegegnung überkommt (vgl. z. B. Nairn/Munro/Smith 2005).

Der Eindruck, gescheitert zu sein, ist somit Resultat des Zusammenspiels zweier Dimensionen: einer bestimmten, wenn auch nicht explizierten *Erwartung* und einer konkreten empirischen *Erfahrung*. Ein Phänomen, z. B. das Schweigen der Forschungsteilnehmer\*innen, ist daher nicht per se problematisch, sondern nur vor dem Hintergrund bestimmter Vorstellungen, z. B. bezüglich verbaler, reichhaltiger Daten als einzig relevanter Datensorte und Datenqualität. Insofern kann Scheitern nicht absolut definiert werden, sondern nur relational: Es verweist stets auf die Perspektive der Akteur\*innen, die durch widerständige Daten irritiert werden.

## 2.2 „Scheitern“ als Problem und Tabu: Das konventionelle Verständnis

Wie bereits erwähnt, sind Forschende zunächst und ggf. dauerhaft geneigt, „gescheiterte“ Interviews auszusortieren. Die Gründe dafür sind vielfältig. Sie reichen von der Annahme, mit diesen Daten die Forschungsfrage nicht beantworten zu können, über das Bestreben, emotional belastende Erfahrungen wie Selbst- und Fremdbeschämung ad acta zu legen, bis zur Angst, vor sich selbst und (imaginierten) Anderen nicht als gute\*r Wissenschaftler\*in zu gelten (vgl. Eckert i.E.; Mruck/Mey 1996a; Schröer 2011). Legitimiert wird der Ausschluss „gescheiterter“ Interviews einerseits durch eine positivistisch geprägte Auffassung von Forschung, andererseits durch die Kultur der Tabuisierung von „Scheitern“. Beide verstärken sich wechselseitig und führen so zum konventionellen Verständnis von „Scheitern“ als zu verschweigendem Problem.

### (Neo-)positivistisch geprägte Auffassung von (Interview-)Forschung

Doch was meint Positivismus überhaupt, was zeichnet eine positivistische bzw. genauer neopositivistische (Interview-)Forschung aus und warum spielen positivistische Anleihen in der heutigen qualitativen Interviewforschung eine Rolle?

Zunächst zur ersten Frage. Der Begriff des Positivismus geht auf Auguste Comte zurück, der aufklärerische Ziele verfolgte: An die Stelle theologischer und metaphysischer Erklärungen, die für ihn spekulativen Charakter hatten, sollten rein tatsachenbezogene Erklärungen treten, die sich auf wahrnehmbare und überprüfbare und insofern ‚positive‘ Befunde bezogen. Durch die Ermittlung von Gesetzmäßigkeiten des sozialen Lebens („soziale Physik“) sollte die Wissenschaft zur Verbesserung des menschlichen Zusammenlebens beitragen (Ploder 2020). In der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts entwickelten die Mitglieder des „Wiener Kreises des Logischen Empirismus“ eine neopositivistische Epistemologie und Methodologie, die später für die sozialwissenschaftliche Methodendebatte relevant wurde (ebd.). Zur gleichen Zeit führte Paul F. Lazarsfeld im Wien der 1920er und frühen 1930er sowie im Wiener Umfeld empirische Studien durch, darunter gemeinsam mit Marie Jahoda und Hans Zeisel die heute auch für ihre Methodenkombination berühmte Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975 [1933]). In den 1930er Jahren emigrierte er in die USA (Pelinka 2016). Dort kooperierte er mit Robert K. Merton und prägte in den 1930er und 1940er Jahren zusammen mit ihm und ihren Mitarbeiter\*innen an der Columbia University das Programm der „Empirical Social Research“ (Ploder 2018, 2020). Im deutschsprachigen Raum wurde eine neopositivistische Epistemologie gewissermaßen als Re-Import nach dem Zweiten Weltkrieg wieder relevant und zunächst dominant, denn das in Köln unter René König etablierte Programm der empirischen Sozialforschung war wesentlich an der US-

amerikanischen „Empirical Social Research“ orientiert und erfuh durch Schüler Königs – etwa Erwin Scheuch – eine neopositivistische Zuspitzung (vgl. Hoffmann-Riem 1980; Ploder 2018). Die qualitativen Anteile dieses Programms waren zusammen mit dem ab den 1970ern rezipierten US-amerikanischen interaktionistischen bzw. interpretativen Theorieangebot (s. Kap. 2.5) eine wichtige Quelle für die Entstehung dessen, was wir heute als qualitative Sozialforschung bezeichnen (Ploder 2018).

Bezüglich der Frage, wodurch sich eine (neo-)positivistische (Interview-)Forschung auszeichnet, gehen wir zuerst auf Vorstellungen zum Interview ein, anschließend auf Vorstellungen zum gesamten Forschungsprozess. In einem von René König (Kölner Schule) herausgegebenen Methodenband findet sich eine aufschlussreiche Darstellung des Interviews: „Unter Interview als Forschungsinstrument sei hier verstanden ein planmäßiges Vorgehen mit wissenschaftlicher Zielsetzung, bei dem die Versuchsperson durch eine Reihe gezielter Fragen oder mitgeteilter Stimuli zu verbalen Informationen veranlaßt werden soll.“ (Scheuch 1973, S. 70 f.) Wendy Hollway (2005, S. 312) hat diese Interviewepistemologie mit „you ask, they answer and then you know“ zusammengefasst, Arnulf Deppermann (2013) hat sie mit „Interview als Text“ gelabelt und Kathryn Roulston (2010a, 2010b) spricht mit Bezug zu Alvesson von einer neopositivistischen Interviewkonzeption. Damit ist gemeint, dass das Interview als Auskunftsmöglichkeit verstanden wird, das über Sachverhalte außerhalb des Interviews informiert – und zwar auf verbale Art und Weise. Dabei wird der „Befragte als Berichterstatter über Ereignisse verwandt [...], die sich außerhalb der Interview-Situation vollzogen haben“ (Scheuch 1973, S. 70), und als auswechselbare „Informationsquelle“ (ebd.) konzipiert. Dies ist möglich, weil davon ausgegangen wird, dass ein- und derselbe Stimulus von den verschiedenen Interviewpartner\*innen prinzipiell so verstanden wird, wie er von den Forschenden intendiert war, d. h. dass ein einheitliches Verständnis vorliegt. Diese Auffassung beruht auf verschiedenen Annahmen. Impliziert wird dabei erstens eine Referentialität von Sprache: Sprache bildet außersprachliche und außerhalb des Interviews liegende Sachverhalte ab und ist ein transparentes Medium. Vor diesem Hintergrund erscheint es problematisch, wenn die Fragen nicht so verstanden werden wie intendiert und Antworten auf nicht gestellte Fragen gegeben werden; wenn die Interviewpartner\*innen sozial erwünschte Antworten geben, die mit ihrer eigentlichen Meinung nichts zu tun haben (z. B. Schnell/Hill/Esser 2018, S. 322); oder wenn auf verbaler Ebene wenig kommuniziert wird und die Daten „dünn“ sind. Zweitens wird eine strikte Trennung von Beobachter\*in und Beobachteten, also Forscher\*in und ‚Beforschten‘ vorausgesetzt (dazu auch Ploder 2020). Als Idealvorstellung gilt, dass sich Forschende neutral verhalten, die Antworten nicht beeinflussen und die Daten wie „Fallobst“ (Strübing et al. 2018, S. 89) aufsammeln können. Unter diesen Umständen sollte die ‚Messung‘ immer wieder mit dem gleichen Messergebnis wiederholt werden können (Reliabilität). Folgt man dieser Annahme, erscheint es als quali-